



Ein Begriff wie ein geladener Revolver

Andrea Bührmann, Soziologin, und Ina Hunger, Sportpädagogin, im 11. Professorinnengespräch über das Spannungsfeld zwischen formaler Geschlechtergleichstellung und subtiler Diskriminierung sowie den Feminismus als aufgeladenen Begriff.

Gesprächsleitung: Julia Peetz Fotografie: Marco Bühl

Wie weit sind wir heute noch von der Gleichberechtigung der Geschlechter entfernt?

Hunger: Formal gesehen sind die Geschlechter in unserer Gesellschaft gleichgestellt: Es gibt heute kaum einen Bereich, zu dem Frauen der Zugang verwehrt ist. Betrachten wir aber die Zahlen, dann wird klar, dass Männer und Frauen doch nicht so gleich sind. In der Praxis sind wir noch weit von der Gleichberechtigung entfernt.

Bührmann: Ein Beispiel ist, dass nur 2,5 Prozent aller Aufsichtsratspositionen der DAX-Firmen von Frauen besetzt sind. Oder andersherum: 97,5 Prozent der Positionen, in denen die wichtigsten ökonomischen Entscheidungen getroffen werden, haben Männer inne. Das Spiegelbild dazu ist die Elternzeit. Zu 97 Prozent ist es die Frau, die die meisten Monate Auszeit nimmt. Dann gibt es das Gender Income Gap. Bei gleicher Ausbildung verdienen Frauen immer noch 23 Prozent weniger als Männer. Selbst an der Hochschule bekommen Professorinnen nach der neuen W-Besoldung durchschnittlich weniger Geld als Professoren.

Hunger: Es heißt oft, dass Frauen mit der erreichten Gleichberechtigung zufrieden seien. Tatsache ist aber, dass bestimmte Gruppen von Frauen in bestimmten Lebensphasen sehr unzufrieden sind. Zum Beispiel in der Kinderbetreuung, die immer noch sehr an die Frau geknüpft ist. Da muss sich strukturell etwas verändern, damit Chancengleichheit überhaupt möglich wird. Sonst haben es Mütter deutlich schwerer. Früher war die Chancenungleichheit viel offensichtlicher und es konnte zum Beispiel gefordert werden, dass sich die Gesetze ändern müssen. Heute ist das Erkennen der Chancenungleichheit viel schwieriger, da die Ungleichbehandlung der Geschlechter subtiler geworden ist. Es ist ein Problem, dass es zwar eine Semantik der Gleichheit gibt, sich aber die alltägliche Praxis noch immer an der Differenzierung und auch der Hierarchisierung der Geschlechter orientiert.

Bührmann: Viele Männer können sich nicht um Kinder kümmern, weil sie sonst Karriereeinbußen hinnehmen müssen. Viele Frauen hingegen müssen sich um Kinder kümmern, zwar auch mit Karriereeinbußen, aber weil sonst die Frage gestellt wird: Sind sie eigentlich noch Frauen? Das ist ein zutiefst deutsches Thema: die Rabenmutter. Das Wort gibt es in keiner anderen Sprache. Wenn

Französinen nach Deutschland kommen, sind sie schockiert, dass von ihnen erwartet wird, nicht arbeiten zu gehen, sondern sich um die Kinder zu kümmern. Das ist nicht normal in Europa – in Frankreich und den skandinavischen Ländern zum Beispiel gibt es funktionierende Kinderbetreuungsmöglichkeiten und eine Nanny-Kultur, die nicht als Notlösung betrachtet wird. Das Rabenmutter-Syndrom existiert hingegen in Deutschland, Österreich, Japan, Spanien; post-faschistische Länder, in denen es offensichtlich noch Reste rechtskonservativer Überzeugungen von Mütterlichkeit gibt – Frauen sind traditionell eher als Mütter und Hausfrauen zu Hause gehalten worden. Das ist das bürgerliche Ideal in Deutschland und das spielen wir offensichtlich immer noch nach. Aber das ist nicht nur eine Diskriminierung von Frauen. Der Erhalt der sozialen Schicht geschieht über das Bildungssystem. Das heißt, je schlechter die Betreuungsmöglichkeiten in der Breite und damit auch die Förderung von Kindern sozial schwacher Schichten sind, desto sicherer können besser gestellte Schichten sein, dass ihre Kinder auch wieder oben landen, weil sie sich individuelle Förderung leisten können.

Haben Sie denn den Eindruck, dass wir zur Zeit sogar eher Rückschritte in Sachen Gleichberechtigung erleben?

Hunger: Die Benachteiligungsmechanismen sind viel subtiler geworden und das führt zu einem Rückschritt in bestimmten Bereichen. Eine unterschiedliche Sexualisierung und Geschlechterdifferenzierung setzt ja schon in der Kindheit ein, wie wir im Bewegungsspiel von Kindern beobachten können. Jungen werden sehr früh auf die Rolle des durchsetzungsfähigen, starken Mannes vorbereitet. Erkennbar ist das etwa an den Alltagsutensilien, mit denen Jungen umgeben sind, Spiderman, Dinos, Autos – alles Symbole, die auf Dominanz, Machtstreben, Raumexploration aus sind. Bei Mädchen sind die Erwartungen an das Bewegungsverhalten sehr viel offener als bei Jungen. Wenn das Mädchen sich wild zeigt, heißt es oft mit gewissem Stolz: „Unsere Tochter ist wie ein Junge.“ Das ist ein impliziter Hinweis auf die Anerkennungshierarchie der Geschlechter. Hingegen fallen die Eltern schnell in Sorge, wenn der Sohn eher atypische, weiblich konnotierte Bewegungsformen zeigt. Im Sport spielt Homophobie übrigens generell eine große Rolle.

Bührmann: Das geht bis zu der Frage, wer in den Vorstand eines DAX-Unternehmens kommt. Dann hat die Frau, die berufen werden



Der Begriff Feminismus wird durch jahrelange mediale Abwertung oft als negativ wahrgenommen. Heute ist eine Wiederaufwertung und -aneignung des Begriffs sowie des Themas Frauenrechte angezeigt, denn die Geschlechterrollen bergen noch immer subtile Frauendiskriminierungen in sich.

könnte, das Problem, eine Frau zu sein. Denn wie stellt diese Frau dar, dass sie mächtig und durchsetzungsfähig ist und zum Männerclub dazugehört, der einen bestimmten Habitus aufweist? Soll sie sich so hinsetzen wie ein Mann oder irritiert das? Mein Lieblingsbeispiel ist Frau Merkel. Wenn sie entscheidet, einen Minister zu entlassen, dann ist sie eiskalt. Wenn sie aber nichts tut, ist sie schwach. Was sie tut, ist falsch. Beim Vorgänger Schröder hingegen war das umgekehrt.

Hunger: Schon fünfjährige Mädchen sagen: Wir Mädchen können auch kämpfen. Wir wollen das aber nicht, weil wir Mädchen sind. Das ist eine freiwillige Selbstbeschränkung auf eher traditionelle, erwartete Verhaltensmuster. Diese Anpassung findet bereits sehr früh statt und setzt sich dann unbewusst fort – bei Mädchen wie Jungen, Männern und Frauen.

Gibt es aber nicht auch typisch männliche und typisch weibliche Eigenschaften, die nicht durch Sozialisierung, sondern durch genetische Veranlagung bedingt sind?

Hunger: Nein, dafür gibt es keine Anhaltspunkte. Wenn man das Handeln von Männern und Frauen vergleicht, dann könnte man zwar zu dieser Beobachtung kommen, aber entscheidend ist ja, worauf man das zurückführt. Schon mit der Geburt wird das Kind mit subtilen, geschlechtsbezogenen Erwartungen konfrontiert und erfährt ein unterschiedliches Verhalten von Männern und Frauen. Im Sport werden Jungen ganz früh und subtil ermuntert, zum Beispiel in größeren Gruppen zu agieren. Dadurch können sie soziale Fähigkeiten ausbilden, wie sich zu behaupten oder mit Hierarchien umzugehen. Mädchen hingegen werden systematischer ermuntert, zu zweit oder dritt zu spielen. Das schult eher das kooperative Miteinander. Es wäre fatal, hier mit der Natur zu argumentieren, denn

die unterschiedlich ausgebildeten Fähigkeiten lassen sich systematisch zurückverfolgen.

Bührmann: In den Naturwissenschaften wird viel Geld in die Frage investiert, ob Männer und Frauen nicht doch anders sind. Es gibt aber weniger Forschungsgeld, um sozialen Klassen- und Genderunterschieden nachzugehen. Macht es denn nicht vielleicht einen größeren Unterschied, ob jemand in Berlin Neukölln oder in Charlottenburg groß geworden ist?

Verfestigt der Mediendiskurs zum Thema Gender diese eingefahrenen Verhaltensmuster?

Hunger: Ja. Es wird immer wieder betont, Frauen stehe doch alles offen, aber sie wollten ja nicht. Damit findet eine Umdeutung der tatsächlichen strukturellen Benachteiligung statt. Denn auch das „Wollen“ ist *kein* gänzlich autonomer Prozess – es ist ebenfalls an die gesellschaftlichen Bedingungen während des Aufwachens gebunden.

Bührmann: Mich ärgert allein schon die Begrifflichkeit: Das Verhältnis von Männern und Frauen in Aufsichtsräten und auch Vorständen verlangt eine *Geschlechter-*, aber keine Frauenquote. In der Diskussion um Quoten wird zudem so getan, als könne jede Frau, egal ob qualifiziert oder nicht, jeden Beruf ausüben und damit einem Mann, der vielleicht viel besser qualifiziert ist, den Job wegnehmen. Zur Zeit spielt aber bei der Besetzung von Spitzenpositionen nicht einmal die Qualifikation eine Rolle, sondern ‚richtige‘ Beziehungen und ein angemessener Habitus für die Repräsentation auf wichtigen Bühnen. Forschungen zeigen deutlich, dass dafür subjektive Deutungsmuster der Beteiligten ausschlaggebend sind. Dass dann nicht nur verdiente Spitzenmanager oder -politiker, son-

Prof. Ina Hunger

Ich wurde 2008 an die Georg-August-Universität Göttingen auf den Lehrstuhl Sport und Erziehung (Didaktik) berufen und arbeite am Institut für Sportwissenschaften der Sozialwissenschaftlichen Fakultät. Mein Arbeitsgebiet ist zum einen die Sportunterrichtsforschung, zum anderen die Kindheitsforschung. Hier gehe ich insbesondere der Frage nach, wie Jungen und Mädchen im Bereich von Körper, Bewegung und Sport von früh an erzogen und sozialisiert werden. Zudem arbeite ich auf dem Gebiet Sport und Marginalisierung (Adipositas).



Prof. Andrea D. Bührmann

Ich bin seit 2011 Professorin an der Georg-August-Universität Göttingen. Seit vielen Jahren beschäftigt mich die Formierung und Transformierung der bestehenden Geschlechterverhältnisse. Dabei interessiert mich aktuell insbesondere die Frage, wie Frauen in mehr Top-Management Positionen gelangen könnten und was für Folgen dies eigentlich für die bestehende Ordnung der Geschlechter hätte. Einen anderen Schwerpunkt meiner Forschung bildet der Wandel der modernen Institutionalisierungsprozesse. Diese erforsche ich gerade am Beispiel des Hochzeitens und Heiratens.

dern auch die Gattinnen dieser Männer in die Aufsichtsräte großer deutscher Unternehmen berufen werden, halte ich für eine perfide Form der Diskriminierung. Denn erstens besteht die Gefahr, dass dies als Versuch gelesen wird, diese für diesen Job nicht qualifizierten Frauen ‚vorzuführen‘ und zweitens werden sie ja nicht wegen ihrer Leistung berufen, sondern wegen ihres Ehemannes, der dadurch praktisch selbst in dem Aufsichtsrat sitzt. Diese Frage wird gerade am Beispiel von Ursula Piëch und Doris Schröder-Köpf diskutiert.

Hunger: Es wird zudem oft gesagt, die Frauenförderung würde zu schlechteren Noten oder schlechteren Bildungsabschlüssen bei Jungen führen. Mädchen haben aber seit jeher die besseren Noten nach Hause gebracht. Doch es lenkt vom eigentlichen Thema ab, wenn immer über Noten diskutiert wird. Noten verweisen nicht nur auf Intelligenz, sondern auch auf soziale Anpassungsfähigkeit. Schon im Kindergarten werden Jungen – mit einer sehr biologistischen Argumentation – ermuntert, sie sollten rausgehen und sich austoben, weil sie dies bräuchten. Wenn Mädchen einen Bewegungsdrang äußern, wird häufig gesagt, die sind zappelig und dann werden sie zur Ruhe gebracht. In diesem Sinne sind die Mädchen natürlich gut vorbereitet für die Schule, während die Jungen dadurch negativ auffallen, dass sie Action machen wollen. Außerdem muss man fragen, was die guten Noten später nützen.

Bührmann: Und zudem: Wer hat da eigentlich die besseren Noten? Der kleine Junge aus bildungsfernen Schichten mit Migrationshintergrund hat immer schon schlechtere Noten gehabt, die Mädchen übrigens auch. Der Junge aus bildungsnahen Schichten ohne Migrationshintergrund wird meist sehr gute Noten nach Hause bringen. Wir konzentrieren uns häufig zu sehr auf bürgerliche, weiße Mit-

telschichten, statt die soziale Dimension mit zu berücksichtigen.

Hunger: Die Macht der Sprache darf man auch nicht unterschätzen.

Bührmann: Den Medien muss grundsätzlich klar werden, dass sie Leser und Leserinnen, Zuschauer und Zuschauerinnen haben. Es sollte nicht immer heißen, „Wir meinen die Frauen mit“. Sie müssen genannt werden. Ich fände es wichtig, dass auch die Medienfrauen in diesem Bereich viel aktiver werden.

Hunger: Bitten Sie jemanden aus ihrem Freundeskreis, Ihnen zwölf Sportler zu nennen. Sie werden zwölf Männer genannt bekommen. Wenn Sie sagen, „Nennen Sie mir zwölf Sportler oder Sportlerinnen“, werden Sie plötzlich auch Frauen darunter finden. Wir hören das grammatikalische Geschlecht, nehmen aber auch das biologische Geschlecht wahr und reagieren darauf. Beide zu nennen ist gewöhnungsbedürftig, aber ich denke, in 30 Jahren wird man sich daran nicht mehr stoßen.

Bührmann: Ein Text wird nicht unleserlich, wenn neben den maskulinen auch die femininen Formen erwähnt werden oder nur diese oder aber sie abwechselnd mit männlichen stehen. Er wird nur anders leserlich. Wir müssen lediglich unsere ästhetische Brille wechseln. Ich habe einmal in einem Seminar die Gruppe, Männer und Frauen, nur als Frauen angesprochen. In der zweiten Sitzung kamen Männer wie Frauen auf mich zu, die Frauen sagten: Wir fühlen uns immer angesprochen, das finden wir schrecklich. Die Männer sagten: Wir haben den Eindruck, wir sind hier nicht gewollt. Und ich habe immer gesagt: Aber ich meine Sie doch mit. Es hat übrigens auch eine Wirkung, ob erwähnt wird, welche Kleidung jemand trägt oder nicht. Bei Frauen wird immer beschrieben,



welche Blusen sie tragen und wie sie geschminkt sind und so weiter. Wenn Sie über einen Mann schreiben, der ist nicht geschminkt und hat eine farblich nicht ganz passende Krawatte an, die Hose sitzt zu hoch und die Strümpfe sind nicht lang genug, man sieht das Bein, dann passiert etwas Komisches. Ihnen fällt nämlich auf, dass ständig asymmetrisch beschrieben wird, obwohl wir doch davon reden, dass es uns nur um die Leistungen geht. Meine Studierenden im Fach Geschlechterforschung haben vor Lachen auf dem Boden gelegen, als ich sie gebeten habe, das Portrait einer Frau im Top-Management aus der Süddeutschen Zeitung umgekehrt für einen Mann vorzulesen. Vorher hatten jedoch alle den Text gelesen und hielten ihn für ganz normal.

Gibt es Gruppen, die ein Interesse an der Diskriminierung von Frauen haben?

Bührmann: Es gibt Gruppen von Maskulinisten, die ganz alte Formen von Männlichkeit feiern. Einige Religionsgemeinschaften, darunter die katholische Kirche, einige freie evangelische Kirchen und Teile des Judentums und des Islams, haben ein sehr konservatives Bild von Männern und Frauen. Oder in der Gynäkologie, da wurde die erste Professorin erst 2000 berufen! Zudem brauchen wir uns nichts vorzumachen. Eine Gleichberechtigung von Frauen würde generell eine De-Privilegierung von Männern bedeuten.

Hunger: Auch im Sport war Frauen lange der Zugang zu bestimmten Restbereichen männlicher Kultur nicht gestattet – Frauen im Boxen waren bis vor kurzem tabu. Die Wissenschaft hat lange den Standpunkt vertreten, dass Frauen keinen Leistungssport betreiben sollen, weil das gebärschädigend sei. Oder ungleiche Bekleidungsregeln, zum Beispiel beim Beach-Volleyball, wo die Länge der hautengen Hosen eine gewisse Kürze nicht überschreiten darf. Damit wird der Frauenkörper in den Medien viel deutlicher als Sexualobjekt sichtbar.

Sollten sich wieder mehr Menschen als Feministen identifizieren?

Hunger: Der Begriff Feministin lässt viele erschrecken. Die mediale Inszenierung des Feminismus und die Karikatur seiner Protagonisten hat dazu geführt, dass manche schon

den Revolver zücken, wenn sie den Begriff Feminismus nur hören und dahinter verbitterte Frauen vermuten. Ich finde es sehr schade, dass dieser Begriff durch seine mediale Inszenierung so abgewertet wurde. Es gilt, ihn wieder salonfähig zu machen.

Bührmann: Bei Feministinnen denke ich immer an Alice Schwarzer, die eine ganz interessante Metamorphose durchgemacht hat. Zunächst wurde sie als keifende Lesbe dargestellt, jetzt wird sie aber doch als gut angepasste, bürgerliche Frau gesehen, die auch noch für die BILD-Zeitung Werbung macht. Das heißt aber auch, dass man aus der Über-Feministin, die als bedrohlich für Männer und Männlichkeit gehandelt wurde, eine ganz normale Frau machen kann. Es zeigt die Macht der Medien. Doch wie werden Feministinnen im Allgemeinen dargestellt? Als zickig, störrisch ...

Hunger: ... männerfeindlich, saueröpfisch.

Bührmann: Ich bezeichne mich allerdings auch als Feministin. Ich halte es für wichtig, weil ich dafür eintrete, gleichberechtigt mit anderen Menschen in einem sozialen Zusammenhang zu leben. Dazu gehört auch, dass ich als Frau gleichberechtigt werde und ich nehme doch wahr, dass das nicht immer so ist. Als Professorin habe ich eine Vorbildfunktion, wenn ich sage, ich bin Feministin. Gleichzeitig nehme ich wahr, dass die Kampfstellungen andere sind. Es gibt heute auch viele Männer, die sich stark für Gleichstellung engagieren, weil sie auch ihre eigenen Beschränkungen sehen. Es ist eben auch nicht angenehm, immer hart und durchsetzungsfähig sein zu müssen, obwohl man keine Lust dazu hat, es viel zu anstrengend findet oder auch Angst davor hat.

Hunger: Ich bin auf jeden Fall dafür, dass sich Frauen ihrer derzeitigen Situation im gesellschaftlichen oder politischen Sinne wieder stärker bewusst werden. Sie sind vielfach nicht zufrieden, etwa mit der Kinderbetreuung, sehen das aber als ein eher persönliches Schicksal statt als das gesellschaftliche Problem, das es eigentlich ist. Da muss sich eine stärkere Politisierung des Privaten vollziehen. Gerade weil die Ungleichbehandlung so unerschwinglich ist, müssen Frauen und Männer sehr viel kritischer ihre Geschlechterrollen hinterfragen. □